

Das Dichterische als Lebensmacht

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **6 (1938-1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **04.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Dichterische als Lebensmacht

Eine Studie über Adalbert Stifters „Nachsommer“

Von Emil Staiger.

Am 11. Februar 1858 schreibt Stifter über den „Nachsommer“ an seinen Verleger Heckenast:

„Mein Werk ist weit entfernt von einem Goethe'schen, von der Grossartigkeit des Inhaltes und der schönen klaren Fassung: aber mit Goethe'scher Liebe zur Kunst ist es geschrieben, mit inniger Hingabe an stille, reine Schönheit ist es empfangen und gedacht worden. Das sind Dinge, welche der heutigen Dichtung fast abhanden kommen und nur mehr in alten Meistern zu finden sind.“

Mit solchen Worten hat Stifter des öftern, stolz und traurig, das Unzeitgemässe seines Schaffens eingestanden. Seit 1848 sah er den Geist der Menschheit sich entfernen von dem, was er vertrat. Als der „Nachsommer“ erschien, waren nur noch Einzelne geneigt, sich damit anzufreunden. Erst etwa zwanzig Jahre später ist Stifters erster grosser Verehrer, Nietzsche, aufgetreten, der das Buch unter die ganz seltene, an den Fingern einer Hand aufzuzählende gültige deutsche Prosa einzureihen wagte. Seither ist sein Titel zum Symbol erlesenster Schönheit geworden und immerhin so viel erreicht, dass jedermann mit grösster Ehrfurcht sich darüber äussern muss. Man achte das nicht zu gering. Wie Stifters Sinn Ehrfurcht ist, so ist Ehrfurcht auch die einzige Stimmung, die sein Werk erschliesst. Indes, wo wäre Ehrfurcht heute noch so mächtig und so treu, um die vielen hundert Blätter, die der Dichter vorlegt, ruhig anzuschauen und sich ihren reinen Inhalt einzuprägen? Nach wie vor scheint es geboten, Vorurteile des modernen Lesers zu zerstreuen und zu sagen, was dies Buch nicht ist und was es nicht bieten will.

Der „Nachsommer“ bietet uns nicht jene Wirklichkeit des Lebens, die wir aus eigener Erfahrung als die „wahre“ anerkennen, auch nicht jene Wirklichkeit, wie sie ein Gotthelf, Raabe, Storm, ein Balzac oder Flaubert schildert, die wir als treues, unverfälschtes Gemälde gelten zu lassen bereit sind. Die Welt,

wie Stifter sie entwirft, war nie, ist nie, wird nie sein. Kaum je gab es diese Menschen, deren Sein kein Makel trübt. Niemals durften sich so viele Makellose gar verbünden und zu einem kleinen Reich der Lauterkeit zusammenschliessen. Entschleierungen des Seelenlebens, interessante Charaktere, Bilder geschichtlicher Zustände, also etwa der Verhältnisse im vormärzlichen Oesterreich, all dies, was wir wohl von einem Roman erwarten zu dürfen glauben, finden wir im „Nachsommer“ kaum.

Doch ist das Buch überhaupt ein Roman? Wir zögern sehr, es so zu nennen. Die Oesterreicher wollten freilich ihren klassischen Bildungsroman und haben den „Nachsommer“ neben „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ gestellt. Wir meinen aber, ein solcher Vergleich rücke die Dichtung in ein Licht, das nicht ihre Mitte, sondern höchstens die Peripherie bestrahlt, von den achthundert Seiten nur die siebzig, die von der Jugend des Freiherrn von Risach erzählen. Sonst fehlt es hier sowohl an dem, was man in vorklassischer Zeit von einem Roman zu fordern pflegte, an Reichtum der Ereignisse, wie auch an dem, was wir seit Goethe als das Wesentliche ansehen, an einer Individualität, die in der Mitte stünde, die als solche fesseln könnte, die wir wachsen sähen als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ Freilich ist das Ganze Heinrich Drendorf in den Mund gelegt, wie Gottfried Kellers Roman dem Grünen Heinrich in den Mund gelegt ist. Und dort wie hier spielt sich das Leben des Erzählers beinahe lückenlos vor unsern Augen ab. Aber Heinrich Drendorf beschäftigt uns nicht als Individualität. Man möchte es bedeutsam finden, dass sein Name erst im letzten Teil des Buchs verraten wird. Wie sein Name belanglos ist, so ist er als Charakter und als Träger des Geschehns belanglos — ein wohlgebildeter Zeiger gleichsam an der Sonnenuhr des Daseins, der nicht selbst gesehen sein will, sondern zeigen muss, zeigen auf die Dinge dieser Welt, wie sie nacheinander in der gottgewollten Folge dem Blick des Menschen sichtbar werden sollen.

Was kann der „Nachsommer“ aber anderes sein als ein Roman? Am angemessensten scheint es uns, ihn als Gesetzbuch des schönen Lebens zu lesen — sofern wir unter „schön“ in Stifters Sinn das „Göttliche im Gewande des Reizes“ verstehn. Als Gesetzbuch steht der „Nachsommer“ nicht mehr neben „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ oder dem „Grünen Heinrich“, sondern er

rückt in die Nähe von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ und in die Nähe von Platons „Staat“.

Auch diese besseren Vergleiche müssen indes noch eingeschränkt werden. Platons „Staat“ ist Philosophie, abstrakte Lehre, die sich nur wie aus Verschwendung hin und wieder in mythischen Bildern ausspricht. „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ sind das Vermächtnis eines alten Weisen, in dem der Schatz endgültiger Gedanken die Fülle und Kraft des Dichterischen weit übertrifft. Stifter teilt uns kaum Gedanken mit, noch weniger Philosophie.

„Blosse Beziehungen und Verhältnisse“, sagt der Freiherr von Risach einmal, „hatten für mich wenig Wert, ich konnte sie in die Versammlung der Wesen meines Hauptes nicht einreihen.“ Sein Eigentümliches sei vielmehr ein „Vermögen der Gestalten“.

So werden hier Gesetze meist im Zeigen vorbildlicher Gestalten und verehrungswürdiger Dinge aufgestellt. Der erzieherische Wert ist damit eher noch erhöht. Denn mächtiger als in jeder Lehre wirkt das Treffliche im Umgang. Das schöne Leben entfaltet sich, und seine Schönheit überzeugt.

So ist dies Dasein abgestuft. Das Vorbildliche stellt sich nun gerade nicht in einem ausserordentlichen Geschehen dar, sondern wo es schwerer durchzuhalten ist, in dem, was alle Tage geschieht und wiederkehrt. Da hält sich Stifter lange auf. Bei einer Mahlzeit gibt er uns die Tischordnung; wir hören, wer dieselben Kleider trägt wie sonst und wer sich anders angezogen, ob das Gesinde zugegen ist, wer die Suppe schöpft, wer spricht, wer nur spricht, wenn er gefragt wird, und wer ganz in Schweigen verharret. Beim Eintritt in das Rosenhaus scheint der junge Gast im Ungewohnten gleichsam auf der schmalen Kante des Richtigen wandeln zu müssen, behütet zwar und manchmal auch zu rechtgewiesen von dem Gastfreund, der auf Schritt und Tritt erklärt, was hier, warum es Sitte ist.

Was hier Sitte ist, stellt nicht die Umwelt einer Handlung dar, sondern ist der eigentliche Gegenstand der Dichtung selbst. Wie in den „Studien“ die Heide, der Wald, die Steppe und die Insel, rückt in diesem Buch das Rosenhaus in heiligmässiges Licht. Heinrichs Einkehr gleicht der Einführung in einen geweihten Raum. Begrüssung, Mahlzeit, Abschied haben den Cha-

rakter eines Ritus, an dem der Dichter ebensowenig etwas übergehen darf wie der Hausherr, der ihn ausübt.

Das mutet uns wohl hin und wieder allzu pädagogisch an. Zu Unrecht! Denn der aufgehobene Finger ist nur nötig, wo die menschliche Natur mit dem Gesetz in Widerspruch gerät. Diese Menschen aber achten alle die Sitte aus Natur. Der Herr von Risach rügt nicht, wenn er auf das Schickliche verweist, sondern öffnet seinem Gast das Tor zu einer erlesenen Lust. Nicht die „Knechte“ sehen wir, für die ein Kant den kategorischen Imperativ aufstellen muss, sondern die „Kinder des Hauses“, welche „schön“ sind ganz in Schillers Sinn, frei in der Erscheinung, vorbestimmt zu reiner Harmonie.

Wie Stifter uns die Sitte um der Sitte selber willen schildert, sind auch die Dinge, Steine, Hölzer, Blumen, Bäume, Tiere, nicht als Umwelt eines Schicksals da, sondern weil in ihrer Pflege sich die schöne Seele darstellt und sie diese Pflege wieder danken mit ihrer klärenden Kraft. Darüber werden wir schon auf den ersten Seiten des Buches belehrt. Der junge Gast wundert sich, wie viele Vögel im Garten sind. Da erklärt der Freiherr, was die Vögel seinem Haus bedeuten. Sie herbeizulocken, zu beschützen und zu nähren ist nicht leicht; jedoch der Lohn ist gross. Die Vögel halten die Pflanzen rein und bewahren so vor Schaden, vor Schaden, zu dem noch der andere kommt, dass man „den entlaubten Baum anschauen muss“. Zerstörte Bäume anschauen müssen: Blicke wohl ein Mensch beim Anblick solcher Verwahrlosung ganz heil? Für diesen Dichter ist es mehr als eine blosser Redensart, dass der Mensch seine Seele in die Dinge legen kann. Nicht nur unser Körper, unsere Welt ist unserer Seele Leib. Wie sich in unseren Strassen und Gebäuden unsere Oede zeigt, wird in der Welt des Rosenhauses die begabte Seele derer, die dort aus- und eingehn, sichtbar: In den Zimmern, in den Feldern, in den Bäumen, im Garten, doch am eindrucksvollsten in den Rosen. Alljährlich um die Zeit der Rosenblüte sammeln sich die Gäste, um die Rosen zu bewundern und bewundernd ihnen eine Andacht zu bezeugen, die im wahrsten Sinne kultisch ist.

„Wir gingen bei dem grünen Gitter hinaus und gingen auf den Sandplatz vor dem Hause. Die Leute mussten von diesem Vorgange schon unterrichtet sein; denn ihrer zwei brachten

einen geräumigen Lehnstuhl und stellten ihn in einer gewissen Entfernung mit seiner Vorderseite gegen die Rosen.

Die Frau setzte sich in den Sessel, legte die Hände in den Schoß und betrachtete die Rosen.

Wir standen um sie. Natalie stand zu ihrer Linken, neben dieser Gustav, mein Gastfreund stand hinter dem Stuhle, und ich stellte mich, um nicht zu nahe an Natalie zu sein, an die rechte Seite und etwas weiter zurück.

Nachdem die Frau eine ziemliche Zeit gesessen war, stand sie schweigend auf, und wir verliessen den Platz."

Diese Frau, die sich so ins Anschauen der Rosen vertieft, wird von dem Gastfreund selber immer wieder mit einer Rose verglichen, sodass sich die geheimnisvolle Strophe Goethes denn erfüllt:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken,
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Dieser Sinn der Dinge wird dann in das klarste Licht gerückt, wie Natalie und Heinrich sich im Lob der Dinge finden und den Bund fürs Leben schliessen. Im Garten, vor dem Brunnen mit der Statue und der Alabasterschale loben sie das Wasser, die Edelsteine und den Marmor:

„Die Menschen werden von solchen Werken gezogen, und die Lust des Schauens findet sich."

So beginnt dieses Gespräch, das gewiss das makelloseste aller deutschen Prosa ist, klar wie Aquamarin, in einer so unsäglich tiefen und einfachen Weise schön, dass die ganze Welt in seiner Schönheit auszuruhen scheint. Die Beiden haben ihre Seele in dieselben Dinge gelegt und sie von den Dingen wieder lauterer zurückerhalten. Wer die Köstlichkeit des Wassers und der Steine Glanz so ehrt, der ist selber klar wie sie; den beseelt dieselbe Gnade, die den schönen Dingen eignet. Und so ist denn beider Wesen in den Dingen eins geworden, ehe noch ihr Mund es ausspricht.

Die Lust des Schauens, die Natalie und Heinrich so bekunden, ist nicht bloss Entzücken an dem schönen Schein und ist vor allem keine poetische Schwärmerei, sondern sie beruht auf Ein-

sicht in den Aufbau der Natur. Heinrich führt das Leben eines „Wissenschafters im allgemeinen“; das heisst, er widmet sich der Anschauung der Dinge. Ohne Beruf, ohne einen bestimmten Zweck geht er auf Erkenntnis aus. Das unterscheidet ihn sowohl von einem romantischen Taugenichts wie von der modernen Naturwissenschaft. Denn wenn jener in der Stimmung immer nur sich selbst geniesst, diese aber mit dem Wissen auf Beherrschung der Natur zielt, lebt in Heinrich noch der Schauer vor den Wundern dieser Welt, dem Farbenglanz in Stein und Blüte, dem Schreiten eines edlen Tiers, dem sternbestickten Zelt der Nacht. Von solchem Schauer bleibt sein wissenschaftliches Treiben und Tun bestimmt. Und so zeigt sich uns denn eine sündelose Wissenschaft, die noch ganz auf dem platonischen thau-mazein, Staunen, ruht und nicht vergiftet ist vom Geist der neueren Zeit, vom Willen zur Macht. Heinrich untersucht das Klima, weil ihm die Wolken und ihre Bildung „wunderbare Erscheinungen“ sind; zu den Tieren geht er über, nachdem er an einem klaren Wasser einen toten Hirsch gesehn hat:

„Ich schlug jetzt einen andern Weg ein. Der Hirsch, den ich gesehen hatte, schwebte mir immer vor den Augen. Er war ein edler gefallner Held und war ein reines Wesen... Ich fing von der Stunde an, Tiere so aufzusuchen und zu betrachten, wie ich bisher Steine und Pflanzen aufgesucht und betrachtet hatte.”

Wenn schon der Anfang Staunen ist, so ist es der weitere Verlauf noch mehr. Die wissenschaftlichen Bemühungen wachsen sich schliesslich zu dem grossen Plan einer Erdgeschichte aus. Ungezählte Fragen nach Woher, Wie lang, Wohin der Erde sprechen die Demut des endlichen Forschers vor dem gewaltigen Gegenstand aus und schliessen mit den Worten, die dem Menschen, wie ihn Stifter sieht, gelassen seinen Rang im Kosmos und vor Gottes Geist anweisen:

„Wenn eine Geschichte des Nachdenkens und Forschens wert ist, so ist es die Geschichte der Erde, die ahnungsreichste, die reizendste, die es gibt, eine Geschichte, in welcher die der Menschen nur ein Einschiebsel ist, und wer weiss es, welch ein kleines, da sie von anderen Geschichten vielleicht höherer Wesen abgelöst werden kann... Wer wird diese Geschichte einmal klar vor Augen haben? Wird eine solche Zeit kommen, oder

wird sie nur der immer ganz wissen, der sie von Ewigkeit her gewusst hat?"

Da der Mensch sich so an einen bescheidenen Platz zurückgestellt sieht, da er es sich versagen muss, als Krone der Schöpfung gelten zu wollen, ziemt es sich nicht, die Betrachtung der Welt mit der von dem Idealismus gestellten Frage „Was ist der Mensch?“ zu beginnen. Ausserdem besteht die Gefahr — zumal die Jugend entgeht ihr kaum — dass Leidenschaft und Eitelkeit den Blick des Menschen trüben, sobald er sein eigenes Sein zu ermessen versucht. Deshalb setzt in Stifters Buch das Studium der Künste später ein als das der Natur. Und der Weg beginnt von unten, beim Kunstgewerbe, ja beim Handwerk, wo der übereilte, schwärmerische Künstler sich immer wieder vom Material zurechtgewiesen sieht, wo er sich der Maserung der Hölzer, dem Geäder des Marmors, der Dichte des Silbers und des Goldes fügen muss, wenn er gestalten will. Damit bleibt er vor Willkür bewahrt und dämmert ihm schon früh die Ahnung, dass auch das künstlerische Gestalten, wie das Bilden der Natur, unverbrüchlichen, objektiven Gesetzen unterworfen ist. Der schöpferische Künstler erfindet diese Gesetze nicht, er entdeckt sie nur. Im Entdecken aber nähert er sich Gott. Denn das Schöne ist das Göttliche im Gewande des Reizes. Einzigartig strahlt dies Göttliche aus der antiken Statue, die den Gast im Treppenhaus begrüsst.

Oft ist Heinrich an dem wunderbaren Werk vorbeigegangen und hat seiner nicht geachtet. Da, eines Tages hält es ihn fest. Und nun sieht er die Mädchengestalt, wie ihr Haupt auf dem Nacken blüht, die unbegreiflich reine Stirn, den feingebildeten gütigen Mund, den Hauch der Schatten, aus denen sich der sanfte Glanz der Brust hebt. Ergriffen schildert er dem Herrn des Hauses, was ihm widerfahren, und hofft, er werde ihm verzeihen, da er dem Vollkommenen so lange unzugänglich war. Aus der Antwort, die ihm wird, sei das Folgende mitgeteilt:

„Wer ... in einer bestimmten Richtung befangen ist und nur die Schönheit, die in ihr liegt, zu fassen und zu geniessen versteht, oder wer sich in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den ist es sehr schwer, solche Werke des Altertums zu verstehen, sie erscheinen ihm meistens leer und langweilig... Ich habe gar nie gezweifelt, dass

Ihr zu dieser Allgemeinheit gelangen werdet, weil schöne Kräfte in Euch sind, die noch auf keinen Afterweg geleitet sind und nach Erfüllung streben; aber ich habe nicht gedacht, dass dies so bald geschehen werde, da Ihr noch zu kraftvoll in dem auf seiner Stufe höchst lobenswerten Streben nach dem Einzelnen begriffen waret. Ich habe geglaubt, irgendein grosses allgemeines menschliches Gefühl, das Euch ergreifen würde, würde Euch auf den Standpunkt führen, auf dem ich Euch jetzt sehe."

„Ich konnte eine geraume Zeit auf diese letzte Rede meines Gastfreundes nichts antworten“, heisst es sodann. Denn jenes grosse menschliche Gefühl beseelt ihn in der Tat. Es ist die Liebe zu Natalie. Diese Liebe wird vierhundert Seiten lang, während sie schon immer lebt, gar nicht erwähnt. Verschwiegen waltet sie als grösste Bildnerin von Heinrichs Seele, als die Gnade, die der Dinge tiefste Schönheit ihm erschliesst. Er hat Natalie zum erstenmal im Schauspielhaus erblickt, da sie, überwältigt von dem Schmerz des König Lear, zurücksank. Von dieser Zeit an übt er sich im Zeichnen des menschlichen Angesichts. „Ein unbestimmtes dunkles Bild von Schönheit“ schwebt ihm vor der Seele. Später, da er sie öfter gesehen, tritt er abends gern ans Fenster. Die Stille der Nacht, Sterne, Luft, Rosendüfte ergreifen sein Herz. Alles dies „geht ihm nun auf“, wie die deutsche Sprache mit einer unübertrefflichen Wendung sagt. Denn es war schon immer so. Er aber hat es nicht erkannt. So wächst die Welt wunderbar, und immer weitere Bezirke glänzen von einem inneren Licht. Nur aus solchen Zeichen, aus dem Wachstum dessen, was ihm aufgeht, nehmen wir seine Liebe wahr — es sei denn noch in einem Beben seiner Sprache, die mit keinem Wort, nur musikalisch gleichsam, die Verschwiegenheit durchbricht.

Hüten wir uns wohl, zu sagen, Heinrich sei es selbst, der sich das Dasein aus der Stimmung seiner Liebe male, der den Dingen seine eigene Schönheit leihe, etwa nach den Versen, die der herrische Stefan George schuf:

„Da jedes Bild, vor dem ihr fleht und fliehet,
Durch euch so gross ist und durch euch so gilt,
Bedauert nicht zu sehr, was ihr ihm liehet.“

Das wäre nicht in Stifters Sinn. Ihm ist alles Schöne gegenständlich und ein Werk des Herrn. Liebe öffnet nur die Augen. Dann geht es dem Menschen auf. Damit aber gibt der Dichter unserer Zeit die tiefste Lehre. Wenn nämlich unter uns der Geist der grossen Enttäuschung fühlbar wird, wenn es heisst, die höchsten Werte seien heut entwertet, lang Verehrtes sei bis in die innere Nichtigkeit hinein durchschaut, wenn wir das, was unsere Väter Ideale nannten, in der Luft wie Rauch zerfliessen sehn, dann müssen wir, in diesem Schmerz uns sagen lassen, was die Darstellung von Heinrichs Liebe an unausgesprochener Weisheit birgt:

Ja, das Höchste ist entwertet und euch schal geworden? Doch warum ist es euch heute schal? Weil ihr nicht mehr Liebende, weil ihr nicht mehr Ergriffene seid. Nicht das Schöne ist verschwunden oder Heiliges entlarvt, sondern eure Liebe, eure stille Ergriffenheit ist dahin. Die Liebe nämlich ist das Auge, das die Schönheit sieht, die immer leuchtet, „selig in ihr selbst“, und Ergriffenheit ist das Ohr, das die Sprache Gottes vernimmt, Gottes, der nicht tot ist, wie ihr, selber tot, in den Büchern lehrt. —

Handwerk, Wissenschaft und Kunst: So ordnet sich das menschliche Schaffen. Die Reihenfolge ist bedeutend. Das Höhere ruht auf dem Niederen auf. Das Höhere kann aus dem Niederen zwar nicht abgeleitet werden, Kunst nicht aus der Wissenschaft, Wissenschaft nicht aus dem Handwerk. Doch wer im Handwerk sich genötigt sah, den Dingen zu gehorchen, und alles eigenwillige Tun sofort durch Misserfolg gestraft fand, wird auch im wissenschaftlichen Forschen treu gegen die Dinge sein. Und wer im Wissenschaftlichen stets das Ganze im Auge behalten musste, der wird auch in der Kunst nicht Einzelnes begaffen und nicht den Reizen vager Phantasie nachgeben, sondern schauen, „gegenständlich denken“ und die Wahrheit prüfen, welche der Künstler ins Werk gesetzt.

Insonderheit bewahrt das Wissen den Dichter vor allem romantischen Rausch. Noch immer lauert zwar diese Gefahr, von der sich einst der junge Dichter des „Kondor“ bedroht sah. Schon im ersten Landschaftsbild, dem Gewitter, das die Einkehr Heinrichs in das Rosenhaus begleitet, droht ein schwärmerisches Entzücken übermächtig auszubrechen. „Das Haus war über und über mit Rosen bedeckt“; so jauchzt der Verzauberte auf. Doch

gleich verbessert sich der Mann, der die Welt mit treu-sachlichem Blick zu sehen entschlossen ist: „Wenn ich sage, das Haus sei über und über mit Rosen bedeckt gewesen, so ist das nicht so wortgetreu zu nehmen. Das Haus hatte zwei ziemlich hohe Geschosse. Die Wand des Erdgeschosses war bis zu den Fenstern des oberen Geschosses mit den Rosen bedeckt.“

In dieser Weise finden wir das Zauberhafte stets gedämpft und uns bewahrt vor jener unseligen Schönheit der Romantik, welche, jäh aufleuchtend, Sinne und Geist entzündet und den Betrachter übermächtig an sich zieht. Stifters Schönheit ist schamhaft, unscheinbar; sie flammt nicht auf und trifft nicht wie mit elektrischem Schlag. Stille weilt sie in sich selbst und wirbt so wenig, dass sie nicht einmal des Menschen, der sie würdigen könnte, zu bedürfen scheint. Sichtbar wird sie dem Gereiften, der sich ganz zusammenhält. Doch selbst der reifste Geist erkennt sie erst nach langem Anschauen ganz.

Gleichsam ein Symbol des Schönen, wie Adalbert Stifter es begreift, ist im Treppenhaus das Marmorbild, von dem wir eine eigentümliche Geschichte hören. In einer Bretterbude in dem alten Cumae war es untergebracht, jedoch als Gipsfigur. Ballspieler haben auf dem Platz die Bälle geschlagen und das Werk beschädigt, viele Jahre, bis der Freiherr es entdeckt und um seiner Schönheit willen ins Rosenhaus hat bringen lassen. Dort zeigt sich, dass die Statue für eine Gipsfigur zu schwer ist. Eustach meint, beim Reinigen auf etwas Hartes gestossen zu sein. Er prüft behutsam, und siehe da, weisser Marmor leuchtet hervor, am Schulterblatt, dann an der Ferse, dann überall, wo er versucht. Da wird der Gips ringsum entfernt, und die Schöpfung eines antiken Künstlers stellt dem Blick sich dar. Der schönste Platz im Hause wird ihr zugewiesen, und die Menschen bleiben sinnend stehn und stellen die Gestalt im Tempel ihrer lautersten Gedanken auf; oder auch sie gehn vorbei, und ihrem Auge bleibt das Wunderbare nach wie vor verhüllt.

So ist das Schöne in der Welt zunächst verloren und verkannt. Nur im Umgang, den der Geist der Liebe lenkt, erschliesst es sich. Dann aber, wenn die Liebe es erschlossen hat, umgreift das Schöne uns wie ein gewaltiger Schild, eine Wehr gegen alle menschliche Niedertracht und Schmach. Schönheit

also gibt sich nie als Macht und ist das Mächtigste für den, der in der Wahrheit wohnt. —

Versuchen wir zuletzt noch festzustellen, ob dies Wohnen in der Wahrheit, dieses Glück des Rosenhauses irgendwie aus einem Letzten, einer alles tragenden Seinsart zu begreifen sei. Ueberall erkennen wir ein An-sich-halten, jenes „Sparen des eilenden Lebens“, das Hölderlin preist, Dauer des Beglückenden, die ein Verzicht auf flüchtig-überschwängliche Seligkeiten bezahlt. Entsagung also zeigt sich an. Entsagung ist auch das Geheimnis, das in der Jugendgeschichte des Herrn des Rosenhauses beschlossen liegt und die nachsommerliche Reife seines Wesens erklärt. Stifter, der kein Goethe sein will, aber „einer aus Goethes Verwandtschaft“, nähert sich auch darin Goethes „Wanderjahren“, deren Untertitel „Die Entsagenden“ heisst. Beide Dichter scheuen die Gewalt und vertrauen dem langsamen Wachstum. Beide brechen nichts vom Zaun, sondern harren in Geduld, „bis die Zeit erfüllet ist“ und die Frucht vom Baume fällt. So wächst die Liebe Heinrichs zu Natalie; kein einziges Wort entflammt sie zu vorzeitiger Glut. Der Freiherr überfällt den Gast mit seinen Kostbarkeiten nicht; er zeigt ihm, was ihm geboten scheint, und lässt das Uebrige noch ruhn. Der Gast hält alle Fragen zurück, bis ihm jener Grad von Freundschaft und Vertraulichkeit erreicht scheint, der sie wohl gestatten dürfte. Die Gespräche drängen niemals auf eine erwartete Mitteilung hin; sondern da wird zugerichtet und bereitet, wie man wohl ein Haus für einen Empfang herstellt; und dann fällt das erwartete Wort, ohne Gepränge, und ist gesagt.

Dieselbe unerschütterliche Geduld behütet auch den Geist, der die Geschicke der Menschheit bedenkt und einen Blick ins Künftige wagt. Stifter ist — wir haben es gehört — zerfallen mit seiner Zeit. Er wird nicht müde, ihre Gewaltsamkeit und Roheit zu beklagen und dagegen aufzutreten, wo es ihm verstatet ist. Je strenger er aber rügt und zürnt, desto schöner blüht in ihm ein Glaube an die Zukunft auf, an ein fernes, besseres und darum glücklicheres Geschlecht. Mit den Träumen feiger Schwäche, dem Heimweh nach dem je und je Vergangenen hat dies nichts zu tun. Stifter gibt sich Rechenschaft von den noch unvertrauten neuen Mächten, die in der Geschichte wirken und nicht mehr wegzudenken sind. Mit Erstaunen lesen

wir, wie eben das, was wir als seinen schlimmsten Feind vermutet hätten, als Zerstörer alles dessen, was ihm lebenswert erscheint, Naturwissenschaft im Dienst der Technik, als bedeutungsvollstes Werkzeug für den Bau des neuen, höheren Menschheitsdoms gewürdigt wird:

„Wir arbeiten an einem besondern Gewichte der Weltuhr ... an den Naturwissenschaften. Wir können jetzt noch nicht ahnen, was die Pflege dieses Gewichtes für einen Einfluss haben wird auf die Umgestaltung der Welt und des Lebens ... Wir stehen noch zu sehr in dem Brausen dieses Anfanges, um die Ergebnisse beurteilen zu können, ja wir stehen erst ganz am Anfange des Anfanges. Wie wird es sein, wenn wir mit der Schnelligkeit des Blitzes Nachrichten über die ganze Erde werden verbreiten können, wenn wir selber mit grosser Geschwindigkeit und in kurzer Zeit an die verschiedensten Stellen der Erde werden gelangen, und wenn wir mit gleicher Schnelligkeit grosse Lasten werden befördern können? Werden die Güter der Erde da nicht durch die Möglichkeit des leichten Austausches gemeinsam werden, dass allen alles zugänglich ist?... Welche Umgestaltungen wird aber erst auch der Geist in seinem ganzen Wesen erlangen? Diese Wirkung ist bei weitem die wichtigste. Der Kampf in dieser Richtung wird sich fort kämpfen, er ist entstanden, weil neue menschliche Verhältnisse eintraten, das Brausen, von welchem ich sprach, wird noch stärker werden, wie lange es dauern wird, welche Uebel entstehen werden, vermag ich nicht zu sagen; aber es wird eine Abklärung folgen, die Uebermacht des Stoffes wird vor dem Geiste, der endlich doch siegen wird, eine blossе Macht werden, die er gebraucht, und weil er einen neuen menschlichen Gewinn gemacht hat, wird eine Zeit der Grösse kommen, die in der Geschichte noch nicht dagewesen ist. Ich glaube, dass so Stufen nach Stufen in Jahrtausenden erstiegen werden.“

Dass allen alles zugänglich ist und sich somit alles ausgleicht, eine solche Zukunft schiene ausser Stifter jedem Dichter seines Jahrhunderts hoffnungslos. Denn die Dichter des 19. Jahrhunderts lieben das Seltene, das Unerhörte, die einzigartige Individualität. Schon zu Stifters Zeiten sehen wir manche auf dem Weg, die bedrohte Individualität zu retten, französische Décadents zumal, die in exotischen Bezirken und künstlichen Para-

diesen dem Allzugewohnten, dem Einerlei des modernen Tags zu entgehn entschlossen sind.

Goethe hat einmal, seltsam genug, aber doch wohl verblüffend wahr, den Ekel am Alltäglichen, an dem was immer wiederkehrt, wie Aufstehn, Essen, zu Bette gehn, als Grund zum Selbstmord angegeben. Adalbert Stifters Zeitgenossen sind längst von diesem Ekel erfasst; es ist der böse Geist der Zeit; Baudelaire hat ihn auf den Namen „démon ennui“ getauft.

Dem entgegen macht nun Stifter, in welcher Form es auch immer sei, die heilige Freude an der Wiederkehr des immer Gleichen geltend, jenes erhabene Einerlei, von dem gerade die Rede ist, ehe der Freiherr seine Worte über die künftigen Dinge spricht:

„Das gesellschaftliche Leben in den Städten... ist nicht erspriesslich... Man sehnt sich, ein anderes Einerlei aufzusuchen; denn wohl ist jedes Leben und jede Aeusserung einer Gegend ein Einerlei, und es gewährt einen Abschluss, von dem einen Einerlei in ein anderes überzugehen. Aber es gibt auch ein Einerlei, welches so erhaben ist, dass es als Fülle die ganze Seele umgreift und als Einfachheit das All umschliesst. Es sind erwählte Menschen, die zu diesem kommen und es zur Fassung ihres Lebens machen können.“

Nicht das Seltene also soll das Leben lebenswert erscheinen lassen, nicht das Ueberraschende, oder gar das Harren auf ein grosses Erlebnis, ein rauschendes Glück. Sondern alles zielt auf jenes hocherhabene Einerlei, das als Fülle die Seele ergreift, als Einfachheit das All umschliesst: Der Ritus, der den Tag beherrscht, die Mahlzeit, das Gespräch in den geprägten Formen, die Stille des Abends, den Schlummer der Nacht; die unablässige Wiederholung der schlichten Wahrheit in der Kunst, wie sie Händel, Johann Sebastian Bach, Haydn, Mozart üben, oder im Bereich der Dichtung der klassische Goethe und Homer, wie der Griechen jahrhundertlang denselben dorischen Tempel baut; im Bereich des Menschlichen aber jene Achtung, nicht des interessanten Charakters, sondern der von allgemein gültigen Normen des Lebens ausgeglichenen Persönlichkeit. Deshalb sind die Gestalten der Dichtung alle miteinander verwandt, zum Verwechseln ähnlich, nur die eine jung, die andere alt, die eine Mann, die andere Frau. Heinrich wird wie Risach sein, wenn er

dessen Alter erreicht, Gustav wird wie Heinrich sein, Natalie aber wie Mathilde. Deshalb weist die Sprache Stifters nicht die leisesten Schwankungen auf, sondern hält sich immer gleich in wunderbarer Monotonie, in jener Schönheit, die am reinsten wohl der Edelstein darstellt, sein tiefer und einfacher Glanz, an dem es nichts zu deuten gibt, der aber eine wahrhaft unergründliche ruhige Kraft ausstrahlt.

Freilich, diese Freude an dem heiligen Einerlei des Seins betont der Dichter oft mit fast beängstigender Innigkeit. Es ist, als spräche er sich selbst die Kraft zu solcher Freude zu, als sei das ganze Buch in Wahrheit ein ergreifendes Gebet. Sollte auf dem Grunde dieser schönen Welt, verleugnet und gefürchtet als Sünde wider den Geist, gleichfalls der „*démon ennui*“, die Müdigkeit des Daseins, wie ein Nebel gelagert sein? Ist uns „Nachsommer“ nicht nur Name jenes reinen Glücks, das dem Entsagenden zuteil wird, sondern Name auch für die Jahreszeit des europäischen Geistes, das sinkende Licht, den letzten Glanz, den festzuhalten in seiner ganzen unaussprechlichen Süsse und Fülle nur noch Adalbert Stifter vergönnt war?

Hier würde uns Stifter Schweigen gebieten und mit unbeugsamem Ernst beharren auf seinem Lebensgesetz. Denn ist es wahr, dass auf dem Grunde seiner dichterischen Welt die Müdigkeit des Spätlings ruht, dass der „*démon ennui*“ seine Macht auch hier behauptet, dann — dies wissen wir — dann ist bewusste Heiligung des Lebens, wie der Dichter sie uns lehrt, das Einzige, was uns retten kann. So gilt es nicht nach rückwärts in den Abgrund dieses Werks zu sehn, sondern seine Schönheit anzuschauen, die wie ein Engel steht inmitten grausiger Verwirrung.